

Predigt über Lukas 15,1–10;
2.7.17; Universitätskirche Rostock (Martin Rösel)

Liebe Universitätsgemeinde,
der Chor hat ihn eben gesungen, den einen Satz, den ich Ihnen heute nahe bringen möchte: In Dir ist Freude. Nicht mehr. In Dir, Gott, Christus, Mensch ist Freude. Das ist das Evangelium, die frohe und froh machende Botschaft. Punkt.

Aber bevor Sie sich freuen, dass die Predigt heute schön kurz wird, muss ich den Satz doch noch etwas erläutern. Denn das Lied geht ja weiter, und leider reimt sich „in allem Leide“ auf meinen Schlüsselsatz „in Dir ist Freude“. Leider ist der Reim nicht ganz rein. Aber auch ohne diese Störung wüssten wir, dass es nicht ganz so einfach ist mit der Freude an Gott, an Christus, erst recht an den Menschen.

Und damit sind wir schon mitten im Evangelium für den heutigen Sonntag: Wir haben es eben gehört, Lukas erzählt von Menschen, die anderen ihre Freude nicht gönnen. Die üblichen Verdächtigen sind es, Pharisäer und Schriftgelehrte, die Griesgramabteilung der neutestamentlichen Überlieferung also. Sie murren und werfen Jesus vor, dass er die Sünder annimmt und sogar mit ihnen Mahlgemeinschaft hält. Mit ihrem Vorwurf haben sie eindeutig recht, ja, Jesus hat das getan, er nimmt die Sünder an. Seine Vorstellung vom Reich Gottes bedeutete, dass alle eingeladen sind, die, die immer schon dabei sind, und die von den Zäunen und Gassen. Das leuchtet uns ein und das finden wir gut, denn immerhin sind wir Heidenchristen ja Nutznießer dieser Einladung.

Schnell sind also in den ersten beiden Versen des Predigttextes die Positionen klar und die Sympathien vergeben; Lukas ist nicht umsonst der talentierteste Erzähler des Evangelistenquartetts. Aber wenn wir kurz innehalten und in die Gegenwart übersetzen, wird schnell die Problematik dieser holzschnittartigen Zeichenweise deutlich: Da gab es etwa vor und während des Berliner Kirchentages eine Debatte, ob Vertreter der AfD an einem Kirchentags-Podium teilnehmen dürften. Als ich studierte, waren es die Soldaten der Bundeswehr, denen wir friedensbewegte Jungpharisäer nicht das Recht einräumen wollten, ihre Position zu erklären. Murren über die Teilhabe der anderen. Dass die anderen Sünder sind, muss dabei gar nicht erst in Frage gestellt werden. Schnell kippt also die Freude über die eigene Teilhabe am Heil um zu Selbstgerechtigkeit. Und dass Schrift- und andere Gelehrte zur murrenden Selbstgefälligkeit neigen können, lässt sich in manchem Hörsaal unserer Universität leicht lernen.

Es gibt also einen – mehr oder weniger – fröhlichen Wechsel vom Sünder zum Gerechten und zurück, und es wird interessant sein zu sehen, wie Lukas dieses Problem lösen kann. Zunächst gibt er einfach Jesus das Wort und lässt ihn zu einem Gleichnis anheben. Tatsächlich beginnt aber viel mehr, nämlich eine großartige Rede über das Verlieren, das Finden und vor allem über die Freude Gottes. Zuerst wird eines der Ur-Bilder der Fürsorge aufgerufen: Der gute Hirte mit dem Schaf auf den Schultern. Seit den Bildern der Kinderbibel stellt man es sich als schutzbedürftiges Lamm vor, das seine Herde verloren hat. Der Hirte lässt sogleich die übrigen 99 Schafe in der Einöde stehen und sucht so lange, bis er das Verlorene gefunden hat. Alternativlos ist dieses Handeln des Hirten, so suggeriert es Jesus: Wer unter Euch würde nicht so handeln? fragt er rhetorisch die Pharisäer und Schriftgelehrten. Von denen kommt nicht einmal ein „Nun ja...“, kein Hinweis auf Fürsorgepflichten oder eine Erwähnung des Wolfes, der gestern beim Jordan gesehen wurde.

Voll Freude, so fährt Jesus fort, legt der Hirte sich das wiedergefundene Schaf auf die Schultern und geht zurück – nicht zur Herde, sondern zu den Nachbarn. Freut euch mit mir, ruft er ihnen zu, ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Wahre Freude drängt nach außen, erst recht die Freude über das, was kaum zu hoffen war, gänzlich unwahrscheinlich

schien.

Bevor Jesus das Gleichnis zum ersten Mal auflöst, stelle ich mich wieder etwas zur Seite und denke in die Gegenwart. 99:1 ist das Verhältnis, um das es hier geht. 99 Schafe in der Einöde lassen, um eines zu retten? Etwas Schwund ist immer, wäre wohl die Reaktion unserer Wegwerfgesellschaft. Wer nicht vorsorgt, ist selber schuld, wenn er verloren geht – so die Antwort neoliberaler Wirtschaftsgelehrter. Oder, um ein anderes Bild aus dem Orient zu nutzen: Die Karawane zieht weiter.

Aber im Gleichnis geht es ja gar nicht um Schafe, sie sind nur die Bildhälfte, es geht um die Sünder und die Schriftgelehrten. Und die werden nun auf ihr eigenes theologisches Wissensgebiet angesprochen, auf den Himmel. Im Himmel ist Freude. Das ist die Pointe, auf die es Jesus ankommt. Zugleich verschiebt sich die Perspektive ein wenig. Es geht jetzt nicht mehr nur um das Finden des Schafes oder des Sünders. Denn: das Verlorene muss sich auch finden lassen wollen. Der Sünder muss Buße tun, dann erst gibt es Grund zur Freude. Wenn dann das Unwahrscheinliche passiert, ist die Freude umso größer. Die Gerechten bedürfen der Buße nicht. Das heißt nicht, dass man sich im Himmel nicht über sie freut. Aber man freut sich eben etwas mehr, wenn der notorische Verlierer gewinnt, wenn der Pechvogel der Saison das entscheidende Tor schießt. Damit wird der Torschützenkönig nicht entwertet – er muss nur etwas Freude teilen. Und das ist es, was Jesu Gegner lernen sollten.

Wieder wird die Reaktion der Pharisäer und Schriftgelehrten nicht miterzählt. Offenbar sind sie nicht überzeugt. Lukas ergänzt daher das von Jesus stammende Gleichnis um ein weiteres. Eine Frau verliert einen Silbergroschen, ein Zehntel ihres Besitzes. Jetzt würde sicher jeder zustimmen, bei so einer Summe lohnt sich das Suchen. Und wieder ist Freude über das Gefundene, bei der Frau, bei den Nachbarinnen und erst recht bei den Engeln im Himmel. Der Himmel allerdings freut sich nicht über den Groschen, sondern wieder über den Sünder, der Buße tut. Damit ist unser Predigttext am Ende. Aber die große Rede Jesu ist es nicht. Denn nun kommt das berühmte Gleichnis vom verlorenen Sohn. Nun spitzen sich die Dinge zu, nun ist das Verhältnis nicht mehr 99:1 oder 9:1, jetzt steht es 1:1, Sohn gegen Sohn. Sünder gegen Gerechten. Wir kennen den Ausgang, der verlorene Sohn kehrt um, tut Buße. Große Freude ist im Haus des Vaters und – man darf ergänzen – gewiss auch im Himmel. Nur der ältere Griesgramsohn kann sich nicht freuen. Er hat sich so im Haus des Vaters eingerichtet, dass ihm nicht mehr deutlich wird, wie viel Grund zur Freude und zum Dank er hat. Man muss aber froh und dankbar sein, sagt ihm der Vater, wenn es einem so gut geht, und erst recht, wenn einer verloren war und wiedergefunden wurde. Keiner soll verloren gehen.

Mit diesen Gleichnissen wollen Jesus und Lukas uns etwas vom Wesen Gottes vermitteln. In ihm ist Freude, und an dieser Freude will er uns Anteil geben. Ich habe einmal versucht, die erzählerische Leerstelle in den Gleichnissen zu füllen, wollte mir vorstellen, wie es wohl im Himmel aussieht, wenn sie sich dort freuen. Einer tut's dem andern kund, die Himmel erzählen es zur Ehre Gottes, dass sich ein Sünder bekehrt hat. Freude und Wonne haben die Himmelsbewohner ergriffen über den, der Buße tut; Namen tun jetzt nichts zur Sache. Hiob und der Satan haben sich wieder vertragen, etwas zögerlich zwar, aber immerhin. Rafael nervt die anderen etwas, weil er leicht beschwipst zum 100. Mal von seiner tollen Reise mit Tobit erzählt. Lazarus ist zum ersten Mal dabei und findet es noch schöner als in Abrahams Schoß. Selbst Gott hat kurz vorbei geschaut, sich dann aber wieder zurückgezogen. Er muss noch ein paar Suren aufschreiben, die er demnächst offenbaren will. Michael lässt aber durchblicken, dass so viel Neues nicht zu erwarten sei. Und Petrus freut sich schon auf den nächsten Bekehrten, bald sollen ja auch Evangelische kommen. Wir können uns Gott nur mit unseren menschlichen Kategorien vorstellen, daher mag es einmal statthaft sein, sich die Freude im Himmel so klamaukig auszumalen. Näher liegt aber die Freude hier auf der Erde.

Was erwächst aus unserem Osterlachen, welche Freude erreicht uns, welche Freude teilen wir mit? Die Gleichnisse vom Verlorenen haben darauf Antworten:

Sie legen uns zunächst nahe, zu kommen und das Evangelium zu hören. Das zumindest haben wir heute getan, auch wenn manche eher wegen der Musik gekommen sein mögen. Dann erzählen sie, dass wir Sünder angenommen sind, Mahlgemeinschaft haben können – auch das können wir gleich erleben. Jesus macht überdies eine klare Ansage: Murren und Griesgram sind nicht erwünscht. Freude soll das Leben prägen, und Mitfreude, wenn sich die anderen freuen – damit wäre schon viel gewonnen in unserer Gesellschaft.

Und schließlich: Keiner soll verloren gehen. Das ist eine Art Garantie Gottes für die Würde und den Wert allen Lebens. Man kann das in ganz verschiedene Dimensionen deklinieren: Für Kinder, die ihren Platz in der Herde erst noch finden müssen. Für Studierende, die sich vor den Prüfungen ängstigen, für die Erwachsenen, die das Tempo der Karawane nicht mitgehen können, für die Alten, die sich selbst aufgeben, weil sie nichts mehr erwarten. „Wo bist du?“ ist der erste Satz, den Gott nach Abschluss der Schöpfung zu den Menschen sagt. Ich kümmere mich um dich, soll das wohl heißen, mir liegt an Euch, meinen Geschöpfen. Ich suche euch, wenn ihr verloren geht. Und ich freue mich, wenn ich euch wiederfinde. Man stelle sich vor, diese Maxime würde zum allgemeinen Gesetz: Keiner darf verloren gehen. Es ist wohl zu verwegen, sich das als Motto für die Verhandlungen der G20 zu wünschen. Aber es wäre doch ein schönes Bild, wenn sich diese wichtigen Menschen ehrlich freuen könnten, etwa über die Rettung des Klimas und nicht griesgrämig zerfressen sind von der Sorge um die verblichene Größe ihres Landes. *Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.* (1.Kor 12,26) Paulus hatte mit diesem Satz die Gemeinde in Korinth im Blick, aber er gilt wohl für alle Gemeinden, familienklein oder weltengroß. Und wieder die Verheißung: Es freuen sich alle mit.

Ein letzter, kurzer Gedanke, der mir aber wichtig ist: „Menschen gehen zu Gott in ihrer Not“ werden wir gleich vom Chor hören; ein Gedicht Dietrich Bonhoeffers. Für Bonhoeffer war wichtig, dass Gott nicht nur in der Not, „nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben erkannt werden muss. Im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden“, so schrieb er in der Haft. Damit beschreibt er das Recht der Pharisäer und Schriftgelehrten, das Leben des älteren Sohnes, der im Haus des Vaters blieb. Ihr Problem ist nicht, dass sie Gott nicht kennen. Ihr Problem ist, dass sie sich zu sicher sind, ihn nicht teilen wollen, dass sie keine anderen Wege zu ihm zulassen wollen. Absolutheitsansprüche machen griesgrämig. Wer sich selbst zurücknimmt, kann leichter fröhlich sein. Von Navid Kermani haben wir in diesem Semester gelernt, dass jede Auslegung, die ein Mullah oder Exeget gibt, mit der Formel abgeschlossen wird: „Gott weiß es besser“. Jede Auslegung des Wortes Gottes ist menschlich und relativ. Jede Überlegung, wie wir zu Gott gelangen, ist menschlich und relativ. Jede Vermutung, wie Gott uns finden will ebenso. Gott weiß es ohnehin besser. Und wenn wir es auch nicht wissen, haben wir doch sein Versprechen, dass er uns suchen will. Dass keiner verloren gehen soll. Und dass es im Himmel große Freude geben wird. Und darüber freue ich mich.

Amen

Und der Friede Gottes,
welcher höher ist als jegliche Vernunft,
bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen